



Leseprobe

Peter Plöger

Arbeitsammler, Jobnomaden und Berufsartisten

Viel gelernt und nichts gewonnen? Das Paradox der neuen Arbeitswelt

ISBN: 978-3-446-41767-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-41767-0>

sowie im Buchhandel.

## Viel gelernt und nichts gewonnen – Das Paradox der neuen Arbeitswelt

---

### ↳ WURUM GEHT ES?

1. *Eine hohe Qualifikation galt bis dato als beinahe sicherer Weg zu einer guten Arbeit, das heißt einer langfristigen Festanstellung mit mehr als nur ausreichendem Einkommen. Das ist nicht länger zutreffend. Gute Ausbildung und prekäre Erwerbsarbeit sind keine Gegensätze mehr. Viele Hochqualifizierte gehen heute Beschäftigungen nach, die vom sogenannten „Normalarbeitsverhältnis“ weit entfernt sind. Sie sind damit „Arbeitssammler“ geworden.*
2. *Die Arbeitssammler sind Teil einer umfassenderen gesellschaftlichen Entwicklung, in der die klassischen Formen der Erwerbsarbeit allmählich an Bedeutung verlieren. Der Wandel ist bereits am Übergang der Elterngeneration auf die der Arbeitssammlerinnen zu erkennen. Wir – auch die Hochqualifizierten – leben heute in einer Arbeitswelt der verlorenen Gewissheiten.*
3. *Was zunächst wie eine Befreiung von alten Zwängen in der Erwerbsarbeit aussieht, ist keine. Die Arbeitssammler sind zwar motiviert und entschlossen, die sich bietenden Räume zu nutzen, dabei stehen sie jedoch anderen, unerwarteten Zwängen gegenüber, denen sie sich pragmatisch anpassen müssen.*
4. *Als erste Annäherung an die Frage, wer die Arbeitssammlerinnen sind, wie sie arbeiten und leben, sollen hier fünf Typen dienen: der Parallelarbeiter, die Wechslerin, die Brotjobberin, die Rigorose und der Proteus.*



„Lern was Anständiges, dann geht's dir später mal gut!“ – „So gut wie mir“ hätte Papa noch hinzusetzen können. Aber zu diesem Zeitpunkt haben wir ja schon nicht mehr hingehört. Er haut wieder seine Weisheiten raus, der Alte. Unsere Ignoranz und unser Hochmut haben damals seinen festen Glauben nicht erschüttern können, dass seine Mahnung eine ewige Wahrheit und goldene Lebensregel sei. Weshalb sie auch keine Mahnung war, sondern ein Versprechen: „Junge, respektive Mädchen, halte dich nur an diesen einen Satz und es wird schon laufen.“ Papa meinte es gut mit uns. Trotzdem: Heute liegt er völlig falsch damit.

Das Versprechen, das er uns gab, enthielt einige sehr verlockende Dinge: zuallererst ein regelmäßiges, recht hohes Einkommen. Wie hoch genau, hing ja von unseren eigenen Wünschen ab – da wollte er uns nicht festlegen, die Berufswahl sollte freigestellt bleiben und damit auch die Möglichkeit, sich einen Job mit einem etwas niedrigeren Einkommen auszusuchen. Hauptsache, das Geld reichte für die Dinge, die das Leben lebenswert machen: ein Haus irgendwann oder zumindest eine Eigentumswohnung, wenn man lieber in der Stadt leben wollte; einen eigenen Wagen; eine Taucher- oder Drachenflieger- oder teure Fotoausrüstung; ein, zwei Urlaube im Jahr, für die Tramps unter uns im eigenen Wohnmobil. Vor allem: *Unseren* Kindern sollte es einmal *noch* besser gehen. Nun ja, Papas Vorstellungen klingen etwas antiquiert. Und doch, wenn wir ehrlich sind, haben wir eben nicht ohne Grund von „Verlockungen“ gesprochen. Vielleicht muss es ja kein Haus sein. Die Eigentumswohnung könnte man schneller wieder verkaufen. In jedem Fall fühlt es sich gut an, das Geld statt in ein bodenloses Mietfass in späteres Eigentum zu stecken. Ein eigener Wagen ist von Vorteil und macht Spaß, ein zuverlässiger Gebraucher tut es aber auch. Hobbys sind wichtig, Urlaub aber ebenso. Wenn man wählen muss, wird man sich von Fall zu Fall für das eine *oder* für das andere entscheiden. Die Wahl wird erleichtert, wenn man mit dem Wohnmobil zum Paragliding fahren kann. Und Kinder? Ja, sicher, in zwei, drei Jahren. Wie es ihnen später einmal geht, das allerdings sind die Sorgen von morgen.

In unserem eigenen Interesse haben wir Papas ersten Halbsatz in die Tat umgesetzt und etwas Anständiges gelernt, sprich an einer Fachhochschule oder Universität studiert, den Meister gemacht

beziehungsweise eine ähnlich hohe Qualifikation erlangt, oder haben uns bis zur Füllgrenze weitergebildet. Wie folgsam wir dabei waren, hing ganz von unserem Temperament ab. Wir konnten Berufe wählen, die auch bei den Eltern von jeher den Status „anständig“ hatten, Juristin werden oder Ingenieur. Designerin oder Journalist war zwar nicht ganz so anständig, solange es aber sichtbar genug Geld einbringen würde, war es den Eltern recht. Freie Künstler und Museumspädagoginnen hatten weniger Chancen, von der Familie mehr als ein Achselzucken zu bekommen; aber wir wollten ja unbedingt einen randständigen Beruf, und schließlich soll man niemanden zwingen.

So viel Akzeptanz vonseiten der Eltern fordert nicht gerade zu einer offenen Rebellion heraus. Nein, Papa liegt mit seinem Versprechen nicht etwa deshalb falsch, weil wir uns gegen seine mutmaßlich gut informierte Einsicht gesträubt und sie gezielt ad absurdum geführt hätten, sondern weil seine Arbeitswelt einfach nicht mehr unsere ist. Seine war die der Selbstverständlichkeiten: selbstverständliches Einkommen, selbstverständlicher Wohlstand, selbstverständliches Vorankommen im Beruf. An solchen Parametern konnte das gesamte Arbeitsleben gemessen werden. Diese Vorstellung konnte man die ganze aktive Lebenszeit hindurch pflegen, ohne sie jemals ernsthaft erschüttert zu sehen. „Lern was Anständiges, dann geht's dir später mal gut“, das war keine hohle Floskel, sondern eine Voraussage, die sich von Schritt zu Schritt bestätigte. Man ging auf das Gymnasium, machte Abitur, besuchte eine Hochschule und konnte damit rechnen, eine vergleichsweise sehr gute Aussicht auf einen Job, auf ein überdurchschnittliches Einkommen und eine verlässliche Zukunft zu haben. In Ausnahmefällen oder in kurzen Übergangszeiten mochte es passieren – das ungnädige Schicksal macht auch vor Hochqualifizierten nicht Halt –, dass im Beruf Probleme auftauchten, die sonst nur andere hatten: ein geringer Verdienst, wechselnde oder unsichere Bezahlung, Mobilitätswang einschließlich häufigen Arbeitgeberwechsels, mangelnde soziale Sicherung, drohender Verdienstausschlag bei Krankheit, lückenhafte Arbeitsverträge, zum Teil illegale Anstellungen, unklare Berufsperspektiven und so weiter. Ausnahmestände, die wir hinter uns wähten, als Pappas Voraussage noch galt. Die jedoch fällt heute

allmählich dem Vergessen anheim, denn es ist seine Arbeitswelt, nicht die Ausnahmestände, die wir Schritt für Schritt hinter uns lassen.

Wer bis jetzt noch annimmt, dass nur bei Menschen mit niedriger Qualifikation von unsicheren Verhältnissen gesprochen werden kann, irrt auf fatale Weise. „Hoch qualifiziert“ und „prekär“ sind zwei Begriffe, die sich nicht länger gegenseitig ausschließen. Das haben sie vermutlich nie wirklich vollständig getan. Aber das Ausmaß, in dem immer mehr gut Ausgebildete in die „Zone der Verwundbarkeit“ geraten, lässt aufhorchen. In der „Zone der Verwundbarkeit“ finden sich nach dem französischen Soziologen Robert Castel alle diejenigen wieder, die zwischen „oben“ und „unten“ liegen. In der „oberen“ Zone finden sich die festen Anstellungen wieder, die regelmäßigen, relativ hohen Einkommen. Wer in die „untere“ Zone durchrutscht, gerät in die Armut und das gesellschaftliche Abgehängtsein. Bis dato sind wir es gewohnt, die Hochqualifizierten in der „oberen“ Zone zu suchen. Diese Zone schrumpft. Die Hochqualifizierten geraten zunehmend in die Erwerbsprekarität, haben dann eben kein verlässliches und hohes Einkommen, sondern verdienen unregelmäßig und oft genug am Existenzminimum. Ihre Stellen, wenn sie überhaupt welche haben, sind alles andere als sicher und weit vom alten Konzept einer „guten Arbeit“ entfernt. Berufe und Qualifikationswege, die vor noch nicht langer Zeit als sichere Bank galten, haben ihre Verlässlichkeit als Königswege zu einer stabilen Existenzsicherung verloren. Menschen, die mit der Vorstellung scheinbar unumstößlicher Sicherheiten aufgewachsen sind, finden sich wieder als „Arbeitssammler“.

„Arbeitssammler“ haben durchweg eine gute Ausbildung genossen, oft einen Hochschulabschluss in der Tasche. Trotzdem gehen sie einer Beschäftigung nach – oft sind es sogar mehrere –, die dem sogenannten „Normalarbeitsverhältnis“ nur mehr entfernt ähnlich sieht. Sie arbeiten keine feste Stundenzahl pro Woche in einem Büro, Labor oder Studio in den Räumlichkeiten ihres Arbeitgebers. Sie sind in der Regel gar nicht fest angestellt. Sehr viele schlagen sich Vollzeit oder Teilzeit als Kleinselbständige durch. Sind sie fest angestellt, dann in Teilzeit oder mit befristeten Verträgen. Wo im Normalarbeitsverhältnis noch Kontinuität, Verlässlichkeit und Zu-

kunftsfähigkeit die Regel waren, ist ihr Broterwerb durch Wechsel und Veränderung gekennzeichnet. Arbeitssammlerinnen wandern von Tätigkeit zu Tätigkeit innerhalb ihres Berufsfeldes. Einige wechseln sogar gleich das Berufsfeld. Manche wechseln jeden Tag hin und her. Ihre Brötchengeber sind immer wieder andere Firmen, Bildungsinstitutionen, Kulturträger, Privatleute und so weiter. Mal bekommen sie viel, mal weniger Geld. Und auch diejenigen unter ihnen, die mehr Kontinuität erfahren, müssen zumindest ständig mit Veränderungen rechnen. Bereit für das Neue müssen alle Arbeitssammler sein.

Denn ihre Arbeitswelt ist anders als die ihrer Eltern, aber auch als die der weniger qualifizierten Gleichaltrigen. Mit ihr gehen Veränderungen vor, die keiner der heutigen Beschäftigten in der Hand hat. Vielleicht ist die Zivilisation der Arbeit noch nicht an ihrem Ende, wie Warnfried Dettling in *Wirtschaftskummerland?* schreibt. Sicher aber verliert die klassische Erwerbsarbeit mehr und mehr an Bedeutung, sowohl ökonomisch als auch für die Identität des Einzelnen. Arbeitende sind in der Folge immer weitgehender auf sich selbst gestellt, mit allen Freiheiten und Risiken. Auch bei den wirtschaftlichen Großakteuren und im Verhältnis der Arbeitgeber zu den Arbeitnehmern ändert sich Fundamentales. Sowohl in Unternehmen als auch bei öffentlichen Arbeitgebern wird die Erwerbsarbeit immer konsequenter flexibilisiert. Beschäftigte in sogenannten „atypischen Erwerbsformen“ wie Leiharbeit, Teilzeitarbeit oder befristeter Beschäftigung erweitern die Palette der nahezu beliebig austauschbaren Lohnkräfte. Die „Randbelegschaften“ haben teilweise nicht mehr Bindung an ihren Arbeitgeber als Tagelöhner. Das geht auch den Kleinselbständigen so, die in zunehmender Zahl als Zuarbeiter locker an einer Organisation hängen, von der sie jederzeit ohne Begründung wieder abgestoßen werden können. Insgesamt ist damit auch der Raum für hoch qualifizierte Arbeitskräfte enger geworden. Wenn sie sich dennoch mit so viel Fantasie, Entschlossenheit und Motivation in unsichere und wechselvolle Berufslaufbahnen stürzen, dann nicht, weil ihnen ihre Arbeitswelt so wundervolle Möglichkeiten zur Selbstentfaltung schenken würde. Nein, sie nutzen mit Mühe den Platz, der ihnen in dem gegebenen Rahmen bleibt. Ein Rahmen, in dem es sich wegen der starren

Vorgaben durch den Gesetzgeber, der nach wie vor überkommenen Modellen von Beschäftigung nachhängt, ohnehin schwer bewegen lässt. Die Arbeitssammler sind zur Freiheit erzogen. Dennoch sind sie nicht befreiter als ihre Vorgängergeneration, sie sind allenfalls pragmatischer und anpassungsfähiger. Es ist dieser zentrale Widerspruch, der ihre Situation besonders heikel macht.

So wechselhaft ihre Berufswege sind, so vielgestaltig sind sie auch, und es ist nicht einfach, sie unter einen Hut zu bringen. Der eine Begriff „Arbeitssammler“, den ich hier für sie alle gesetzt habe, soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass es unter ihnen ganz verschiedene Typen gibt, die ihre Arbeit auf sehr unterschiedliche Arten und Weisen organisieren.

### Der Parallelarbeiter

Der Parallelarbeiter kann nicht so viele verschiedene Tätigkeiten ausfüllen wie die Wechslerin, da er sie alle nebeneinanderher ausübt. Er ist an zwei Tagen die Woche in Teilzeit angestellt, arbeitet an zwei bis drei anderen Wochentagen als freier Mitarbeiter, daneben noch als Honorarkraft an Gelegenheitsaufträgen. Die freien Tätigkeiten bringen es mit sich, dass das Arbeitsaufkommen zeitweise sehr hoch wird. Alle seine Tätigkeiten übt er in seinem Berufsfeld aus, bei ihm ist, mit einem Wort aus dem wissenschaftlichen Jargon, die innerberufliche Mobilität unter allen Arbeitssammlern am größten.

### Die Wechslerin

Sie ist die klassische Repräsentantin der Arbeitssammler, sofern man den Wortbestandteil „sammeln“ besonders hervorheben wollte. Sie hat einen Beruf, der eher einem weiten, offenen Feld gleicht als einem abgesteckten Gemüsebeet. Dementsprechend schwer fällt es ihr, für sich eine Berufsbezeichnung zu finden. Sie hat mal eine halbe Stelle hier, mal eine Drittelstelle da. Dann ist sie nach kurzer Arbeitslosigkeit längere Zeit selbständig, hat gleichzeitig das Tätigkeitsfeld gewechselt. Daneben fängt sie vielleicht ein Studium an, um ihre Chancen auf eine Anstellung zu verbessern oder um etwas zu lernen, das sie in ihrem Job gebrauchen kann. Schließlich bleibt sie selbständig, weil sie sieht, dass sie damit am besten klarkommt. Ermöglicht

werden ihr diese Sprünge durch bestimmte Grundqualifikationen, die in allen ihren Tätigkeiten gefragt sind, „Schreiben“ zum Beispiel oder spezialisierte Computerkenntnisse. Das Arbeitssammeln mit dieser hohen Frequenz geschieht bei den Wechslerinnen selten ganz freiwillig, weil Jobs befristet sind oder sich Erwerbsmöglichkeiten als nicht einträglich genug herausstellen.

### Die Brotjobberin

Sie könnte auch als Parallelarbeiterin durchgehen, nur beackert sie verschiedene Felder gleichzeitig, wovon eines ihr gewählter Beruf ist, der allerdings nur wenig oder gar nichts zum Lebensunterhalt beiträgt. Deshalb hat sie neben dieser Tätigkeit noch einen „Brotjob“, der das Geld in die Kasse bringt. Ihr „eigentlicher Beruf“ ist die Tätigkeit, für die sie in der Regel auch ausgebildet wurde. Alles andere sind Jobs, die sie machen muss, um durchzukommen. Die meisten arbeiten darauf hin, in ihrem Hauptberuf wenn irgend möglich so weit Fuß zu fassen, dass er sie allein ernähren kann.

### Die Rigorose

Sie kann von ihrer einzigen Tätigkeit schlecht leben, sodass sie eigentlich besser beraten wäre, zur Brotjobberin zu werden und sich eine halbwegs lukrative zweite Beschäftigung zu suchen. Sie hängt jedoch mit genügend Passion an ihrem Beruf, dass sie ihm all ihre Zeit widmen will. Mit genügend Energie und Geduld wird er auch irgendwann fürs Leben reichen, so ihre Überzeugung. Die prekäre Phase ist eben das: eine Phase, durch die man durch muss. Die Rigorose ist nicht zwangsläufig Künstlerin, wie man denken könnte. Viele Existenzgründerinnen in den unterschiedlichsten Bereichen finden sich in dieser Kategorie. In jedem Fall aber läuft die Rigorose Gefahr, eine sehr frustrierte Arbeitssammlerin zu sein.

### Der Proteus

Er ist der Gegenpart zur Rigorosen, haftet nirgendwo, sondern verbreitet sich in alle möglichen Bereiche. Seine Berufsbiografie ist völlig ungeplant und unplanbar. Gemeinsam mit der Wechslerin verkörpert er par excellence das, was die Soziologen den Vertreter einer „brüchigen Biografie“ nennen. Er ist mal hier, mal da tätig,

wechselt häufig seine Beschäftigung und achtet dabei scheint's nicht auf die Grenzen von Berufen, Branchen oder Erwerbsformen. Ihm kommen Basiskompetenzen zugute, die noch breiter angelegt sind als bei der Wechslerin. Das mögen Unternehmergeist sein oder Kreativität, Unerschrockenheit und Lernbereitschaft, wie sie – mal mehr, mal weniger ausgeprägt – im Prinzip aber bei allen Arbeitssammlern zu finden sind.

Die kleine Typologie der Arbeitssammler ist keineswegs vollständig, aber sie gibt einen Eindruck davon, wie vielfältig die Berufsbiografien aussehen können, um die es hier geht, und wie wenig sie mit der Vorstellung von einer festen Anstellung oder – in Papas Worten – mit einem „anständigen Beruf“ zu tun haben. Es sollte auch schon zu erahnen sein, dass die Arbeitssammler in ein Berufsleben gestellt sind, das sie so nicht erwartet haben und das, wären sie nur zehn oder 15 Jahre früher geboren, sie wahrscheinlich gar nicht betroffen hätte.

Wie dieses Berufsleben aussieht, lässt sich nicht mit wenigen Sätzen beschreiben, dazu sind die Biografien der Arbeitssammlerinnen bei Weitem zu mannigfaltig. Auch die fünf Kategorien geben nur eine erste Idee, einen Orientierungsrahmen in der Fülle der Beschäftigungen, Lebenskonzepte, Weltbilder und sozialen Umgebungen, die die Arbeitssammler ihr Eigen nennen. Reine Wechslerinnen, Brotjobber und so weiter sind selten, die Kategorien überlappen sich. Deshalb tauchen viele der Arbeitssammler, die mir über sich Auskunft gegeben haben, mehrfach auf, wenn ich im Folgenden typische Vertreter der einzelnen Kategorien genauer unter die Lupe nehme. Um das Bild noch klarer zu zeichnen, gehe ich über die authentischen Beispiele hinaus und beginne jeden der nachstehenden Abschnitte mit einer fiktiven Biografie. Diese zugespitzten Beschreibungen spiegeln das Kondensat der jeweiligen Kategorie wider, den prototypischen Parallelarbeiter oder die prototypische Rigorose. Angesichts der Vielfalt der Arbeitssammlerinnen ist es aber wahrscheinlich, dass es ihre fiktiven Kolleginnen tatsächlich irgendwo in der Realität gibt.

## Der Parallelarbeiter

Diese selbst ernannten Webdesigner nerven N. kolossal, auch wenn sie eigentlich keine Konkurrenz sind angesichts seiner Qualifikationen. Von Programmierung, sagt er, haben die meistens keine Ahnung. Denen wurde es auch zu einfach gemacht in seiner Branche. Eine Zeit lang durfte jeder, der den Doppelklick konnte, sich Hoffnungen machen, irgendwem eine dilettantische Homepage hinklatschen und damit als erfolgreiche Internetfachkraft auftreten zu können. Die Zeiten sind vorbei, und N. ist erleichtert darüber. Die Branche hat sich allmählich beruhigt. Das hat auch N.s Berufsbiografie getan, sagt er.

Genau genommen hat er selber nie eine formale Qualifikation für die Tätigkeiten erworben, die er heute nebeneinander ausübt. Nach Abitur und Wehrdienst machte er eine Lehre als Schauerbegealter, verkürzt auf zwei Jahre. Gestalten hat ihn schon interessiert, der Beruf, musste er dann feststellen, nicht. Also hing er erst mal rum, reiste durch Südwesteuropa, dann durch die Türkei, kam wieder zurück. Er begann ein Studium in Wirtschaftsmathematik, weil es eine Aussicht auf einen festen Job versprach. Er entdeckte bald, dass Softwareprogrammieren nicht nur für das Studium nützlich war, sondern obendrein Spaß machte, und widmete ihm seine meiste Zeit. Im Hauptstudium arbeitete er nebenbei als Berater in der studentischen Rechnerbetreuung. In diese Zeit fallen auch der Boom des Internets und die nachfolgende New-Economy-Welle. N. zog mit und arbeitete sich in Websoftware ein.

Das Studium schloss er weit über der Regelstudienzeit ab, was aber keine Rolle mehr spielte, weil er noch vor der Diplomphase Kontakt zu einem Webdienstleister bekam, der ihn einstellen wollte, weil er die „Zusatz“qualifikation als Wirtschaftsmathematiker besonders attraktiv fand. Seitdem arbeitet N. Teilzeit zusammen mit 36 anderen, zumeist fest angestellten „Informationsarchitekten“ im Büro seines Arbeitgebers, führt Kundengespräche, erledigt die Programmierung von Webpages, bespricht sich mit den Designern, pflegt ältere Internetauftritte. Daneben hat er eine Zehnstundenstelle in der Rechnerbetreuung seiner Universität behalten und berät dort weiter Studierende mit ihren kleinen und großen Problemen am PC.

Ein paar Euro zusätzlich kommen durch einen dritten Job herein, ein Spin-off seiner Beratungstätigkeiten in der Uni: N. hilft als „Internetdoktor“ privaten Kunden, wenn ihr PC oder Laptop mal nicht so will wie sie. Aufträge kommen aber nur sporadisch, alles, was er damit verdient, sieht er als zusätzliches Bonbon an.

Die drei Jobs hält er, weil das Gehalt aus der Teilzeitstelle ihm nicht reichen würde. Die Bezahlung war schon einmal besser im IT-Bereich. Damals, als er anfang, gab es mehr Prämien, die sind heute so gut wie abgeschafft, jedenfalls in seiner Firma. Die große Dotcom-Euphorie ist längst vorbei, die Branche ist erwachsen geworden. Wer größtenteils für Bestandskunden arbeiten muss, kann seinen Angestellten gegenüber nicht mehr so freigiebig sein. N. ist nicht einmal sicher, wie lange er seine Teilzeitstelle behalten wird. Er ist jetzt 43, merkt, dass es allmählich beginnt, schwerer zu werden mit einer neuen Stelle, würde er die jetzige verlieren. Deshalb hält er sich flexibel mit seiner Dreifachstrategie. Fällt der eine Strang aus, legt er, statt einen gleichwertigen Ersatz auf dieser Schiene zu suchen, mehr Zeit und Energie in die anderen beiden Stränge. Und hofft, dass es so weitergeht mit seinem Berufsleben. Ein Angebot seines Arbeitgebers, Vollzeit als Projektmanager zu arbeiten, hat er gerade abgelehnt. Zu viel Stress, sagt er, für dieselbe Unsicherheit. Seine zwei anderen Stränge müsste er dafür aufgeben. Und was hätte er dann, wenn's schiefgeht?

Christine (35) ist optimistischer. Sie arbeitet ebenfalls als Webdienstleisterin, hat aber weniger mit der Programmierung, sondern mit dem „Pixelschieben“ zu tun. Nominell ist sie Designerin, hat aber wie N. drei Jobs und wechselt darin auch den Beschäftigungsstatus zwischen freiberuflicher und befristeter Anstellung. Sie ist eine hoch qualifizierte Multijobberin.

„Es gibt keinen klassischen Tagesablauf. Es gibt verschiedene Bereiche, in denen ich arbeite: meine Freiberuflichkeit, in der ich für Kunden Kataloge gestalte, Internetseiten gestalte, Logos gestalte. Dann gibt es den Fernsender, wo ich dieses Jahr sogar auf einer 50 %-Stelle fest angestellt bin. Und ich mache Reiseleitung. Im Frühjahr und Herbst bin ich für einen Monat in Italien, wandere da und erkläre Leuten italienische Renaissance, italienisches Essen,

italienische Weine. Dementsprechend abwechslungsreich sind natürlich meine Tage.“

Christine ist ein gutes Beispiel dafür, dass Parallelarbeiterinnen sich auf vielen Ebenen gleichzeitig bewegen müssen. Sie muss nicht nur drei Jobs abdecken und zwischen zwei Beschäftigungsmodi pendeln, sondern steht drittens in ihrem Job als freiberufliche Designerin vor ständig wechselnden Aufgaben. Kataloggestaltung, Erstellen von Internetseiten und Logodesign sind als Tätigkeitsfelder für sich genommen schon umfangreich genug, dass sie von spezialisierteren Designerinnen jeweils auch als alleiniger Aufgabenbereich übernommen werden könnten. Dazu kommt viertens, dass die Kunden unterschiedliche Ansprüche an das Produkt haben, auf die Christine reagieren muss. Sie muss unterm Strich also eine Vielzahl von Kompetenzen mitbringen, um diese Spannbreite bewältigen zu können. Damit ist sie eine typische Arbeitssammlerin, die ganz oft mit flexiblen Mehrfachkompetenzen ausgestattet ist.

Die Parallelarbeiter betreiben eine Art Jobdispersion: Feinste Beschäftigungsteilchen werden aufgelöst in einen mehr oder minder durchstrukturierten Tages-, Wochen- und Monatsablauf. Bei den Parallelarbeitern ist die Auflösung in der Regel am feinsten, weil sie so viele Tätigkeiten gleichzeitig jonglieren müssen. Aber auch die anderen Arbeitssammlerinnen kennen das Dispersionsphänomen: Selbst wenn die Beschäftigungen nicht innerhalb einer Woche hin- und herwechseln, sondern für eine gewisse Zeit gleich bleiben wie bei den Wechslern und Rigorosen, so verändern sich die konkreten Tätigkeiten doch auch dort. Kunden, Aufträge, technische Innovationen oder eigene spontane Ideen bringen immer wieder neue Aspekte in den Arbeitsalltag. Der ist selten so unregelmäßig, wie er auf den ersten Blick erscheinen mag, er hat im Gegenteil häufig seine eigenen Rhythmen.

Multijobbing verlangt gerade von Selbständigen eine Menge Disziplin. Eine wegen der fehlenden äußeren Vorgaben zu lockere Struktur in der Organisation von Zeit und Tätigkeiten kann ein großer Nachteil und ein Ärgernis sein. Probleme entstehen dann, wenn die Parallelarbeiterin nicht in der Lage ist, genug Selbstdisziplin aufzubringen, um sich selbst eine Struktur zu geben. Zum Teil dauern notwendige Arbeiten dann viel zu lange, weil nicht ernsthaft

oder kontinuierlich genug daran gearbeitet wird. Manche eigenen Projekte, auf die kein Auftraggeber wartet, kommen deswegen gar nicht zum Abschluss.

Die Jobdispersionsstrategie der Parallelarbeiter verlangt – wiederum vor allem von den Selbständigen – dass ständig nachgelegt werden muss. Wollen sie auch morgen noch Geld verdienen, müssen heute schon neue Kunden beziehungsweise neue Aufträge von den alten Kunden her. Die Akquise darf niemals vernachlässigt werden. Christine hat eine Handvoll Stammkunden für ihre Designdienstleistungen, alle anderen Auftraggeber muss sie immer aufs Neue akquirieren. Dabei wirbt sie nicht planvoll und gezielt, sondern überlässt vieles den sich zufällig bietenden Gelegenheiten – was erstaunlich gut funktioniert.

„Ich weiß gar nicht genau, wie ich Akquise mache“, gesteht Christine. „Ich mache sie eigentlich auch nicht. Man wird in der Ausbildung ja überhaupt nicht darauf vorbereitet. Ich kann nicht zum Bäcker gehen und sagen: Hey, ich finde, du brauchst eine neue Brötchentüte! Gerade bei kleineren Unternehmen gibt es vieles, was die Leute selber machen – mehr schlecht als recht. Ich weiß nicht, wie ich Akquise machen sollte, aber irgendwie komme ich doch immer wieder an neue Auftraggeber. Das ist vielleicht auch ein bisschen Klüngel. Man muss schon ein bisschen aktiv sein, viel unterwegs sein, dann ergibt sich vieles eher zufällig.“

Christines Akquiseerfolg hängt also nicht in erster Linie von stetiger, fleißiger Arbeit ab, sondern in erster Linie von einem Auge für Chancen. Diese opportunistische Akquise funktioniert anders als die systematische Parallelakquise, die Projektarbeiter ständig neben ihrer substanziellen Arbeit her erledigen müssen (siehe „Die Rigorose“). Christine als opportunistische Akquisiteurin muss „aktiv sein, viel unterwegs sein“, die Gelegenheiten kommen nicht von selbst. Vor allem muss sie aber aufmerksam sein, um Gelegenheiten wahrnehmen zu können. Und noch ein dritter Faktor spielt eine entscheidende Rolle bei der opportunistischen Form der Akquise: Netzwerke. Christine spricht vom „Klüngel“ und meint damit nichts anderes: lose Verbünde von Menschen mit ähnlichen Interessen, vergleichbarem Lebensstil oder identischen Berufen, die sich gegenseitig mit Informationen und Aufträgen versorgen.

Esmahan (38) hat den Schwerpunkt ihrer Tätigkeiten auf den Bereich „Migration“ verlegt. Neben dem Studium hat sie schon in Projekten zu „Migration und Frauen“, „Migration und Gesundheit“, „Migration und Arbeit“ gejobbt. Zurzeit ist sie Projektmitarbeiterin bei der Psychologischen Frauenberatung in einer mittleren Großstadt, promoviert außerdem an der dortigen Universität in Soziologie. Gelegentlich verdient sie als Gemeindedolmetscherin oder als Türkischlehrerin bei einem Bildungsträger etwas dazu. Wie für alle Parallelarbeiterinnen ist das Thema Einkommen ein Dauerbrenner für sie. Früher bekam sie für einige Zeit ein Stipendium, parallel hatte sie eine Stelle an der Uni. Da ging es ihr und ihrem Mann Mahmut gut. Jetzt schwimmen sie, wissen oft nicht recht, wie es weitergehen soll. Wegen ihres Aufenthaltsstatus – beide sind als ausländische Studierende gemeldet – dürfen sie nicht mehr arbeiten, als sie jetzt schon tun. Das Geld ist deshalb dauernd knapp.

Unterm Strich bleibt bei vielen Arbeitssammlern, unabhängig welcher Kategorie, ein auffallend geringer Nettoverdienst stehen. Das Extrem erreicht Marius (39): Einer seiner Übersetzungsaufträge brachte ihm einen Stundenlohn von umgerechnet 20 Cent ein. Auch jetzt verdient er nicht viel: etwas mehr als 15 Euro die Stunde für einen Job als Autor und Lektor für einen Verlag. Sehr wenig für einen Selbständigen. Für Gloria (34), Tanztrainerin, und ihren Mann ist es das Gleiche. Den Lebensstandard auch nur zu halten, sagt sie, ist schon schwierig. Sie müssen private Tanzstunden nehmen, um ihren Trainingsstand aufrechtzuerhalten und auf Turnieren mittanz zu können. Das ist teuer: 500 Euro für acht Stunden im Monat. Zu den Tanzstunden in Deutschland kommen noch mehrmals im Jahr Privatstunden in London dazu. „Das muss sein, Klamotten für die Turniere müssen auch sein, also ist alles, was wir verdienen, schon verplant.“

Auch Gordon (53) macht sich Gedanken um sein Einkommen. Er ist Anwalt, vor einigen Jahren aus den USA hergezogen und arbeitet nach wie vor fernschriftlich für das Büro einer Anwaltskanzlei in seinem Heimatland. Mehrmals im Jahr fliegt er zu Verhandlungen in die Staaten. „Ich verdiene gutes Geld, aber ich habe sehr hohe Fixkosten.“ Sorgen machen ihm vor allem zwei Dinge: Er wird auf Honorarbasis, also pro Auftrag, bezahlt. Heute merkt er bereits,

dass sein Tempo nachlässt, er vermutet, dass es an seinem Alter liegt. Seine Perspektive heißt also: abnehmender Verdienst. Seine zweite Sorge ist, dass er nach wie vor in Dollar bezahlt wird. Durch den langfristig fallenden Dollarkurs hat er seit seiner Ankunft in Deutschland praktisch rund ein Drittel seiner Honorare eingebüßt. „Geld ist immer ein Problem“, sagt er. Er gibt inzwischen zusätzlich Englischunterricht für Studierende und für Führungskräfte.

Den einkommensschwachen „multiple jobholders“ bleibt nichts anderes übrig, als parallel zu arbeiten. Dass die Durchschnittsverdienste in den Statistiken beinahe unglaublich niedrig ausfallen, man kaum glauben mag, dass Menschen mit so wenig Geld auskommen, liegt auch an den vielen Parallelarbeiterinnen. Die Künstlersozialkasse (KSK) etwa nimmt nur die Einkommen auf, die durch *künstlerische* Tätigkeiten erworben werden. Die sind in der Regel sehr gering. Kaum jemand aber kann auf die Dauer von Monateinkünften leben, die deutlich unter 1 000 Euro liegen. Der Rest kommt aus den Neben- und Brotjobs, die in den Statistiken gar nicht auftauchen. Die erfasst immer nur einen Teil der parallel betriebenen Beschäftigungen. Dennoch: Auch mit allen zusätzlichen Einkünften bleibt das verfügbare Geld sehr knapp.

Auf eine langfristige Lebensplanung müssen die Parallelarbeiterinnen angesichts solcher Einkommensperspektiven verzichten. Sie stellen sich darauf ein, ihren Kalender nur zu einem Teil im Voraus füllen zu können. Christine zum Beispiel kann überschauen, dass sie den nächsten Monat über mit Aufträgen eingedeckt ist, für den nächsten Winter hat sie ebenfalls bereits genug. Das war's. Sie vertraut darauf, dass immer wieder größere Brocken kommen werden, die genug Geld abwerfen, dass sie eine Weile davon zehren kann.

Aus der Not, ihre Arbeitszeit nur noch zu einem Teil verplanen zu können, haben die Arbeitssammler generell eine Tugend gemacht und praktizieren eine möglichst offene Zeitgestaltung von der langfristigen (Jahres-)Ebene bis hinunter auf die Tagesebene. Da sie ohnehin viel weniger im Vorhinein vorgegeben bekommen – ein weiterer großer Unterschied zur Festanstellung –, nutzen sie die Möglichkeit zu freierer Zeiteinteilung pragmatisch. Da bleibt das Handy für Kunden schon einmal bis spät am Abend an. Dafür beginnt der Tag mal um sieben Uhr, mal um zehn, je nach augen-

blicklichem Bedarf. Mal wird gepowert, mal werden alle Fünfe gerade sein gelassen. Die Strategie ist zentral für die Lebensführung der Arbeitssammler: Sie müssen ihre Zeitgestaltung variabel halten, um ihre eigenen beruflichen und privaten Ansprüche mit den ständig wechselnden und nur unvollständig kalkulierbaren äußeren Verpflichtungen in Einklang bringen zu können. Die Offenheit der Zeitgestaltung wird somit zu einem Bestandteil der individuellen Zukunftsfähigkeit: Wer zeitlich beweglich bleibt, kann die vielen Dinge, die ihm wichtig sind, besser miteinander vereinigen. Auch wenn er nicht weiß, was morgen sein wird.

## Die Wechslerin

S. hat sich ihr ganzes 34-jähriges Leben lang mit dem Schreiben beschäftigt. Das wenigstens behauptet ihre Mutter. Sie selbst ist sich sicher, dass sie erst während des Studiums (Anglistik und Germanistik) ernsthaft zu schreiben begonnen hat. Im Hauptstudium hat es sie dann richtig gepackt. Sie absolvierte mehrere Praktika in Medienagenturen und beim Uni-eigenen Radiosender, hängte nach dem Abschluss sofort ein Pressevolontariat an. Dann zog es sie zum freien Schreiben. Ihre Familie spendierte ihr einen Aufenthalt in den USA und einen Creative-Writing-Workshop, sie fand einen kleinen Job bei einem lokalen Radiosender, dessen Internetseite sie mitbetreuen durfte.

Zurück in Deutschland hatte sie nun genug Qualifikationen gesammelt für den Start in eine wechselvolle Berufslaufbahn. Zwei Jahre arbeitet sie in der Onlineredaktion einer Rundfunkanstalt, zuerst auf einer befristeten Zweidrittelstelle, dann auf einer ebenfalls befristeten Vollzeitstelle. Anschließend geht sie als freie Mitarbeiterin zu einem kleineren Sender, schreibt und produziert für den Hörfunk Acht-Minuten-Beiträge. Zwei bis drei Beiträge pro Woche würden ihr Existenzminimum sichern. Sie ist jedoch meistens unterbeschäftigt, wechselt darum lieber das Fach. S. landet als PR-Frau bei einem mittelständischen Unternehmen der Möbelindustrie, schreibt Werbeflyer und Texte für den Internetauftritt. Die Kontakte zu Autoren und Produzenten bei den Sendern pflegt sie weiter. Sie nutzt die nächste Gelegenheit für eine erneute Luftveränderung.

Mittlerweile arbeitet sie seit anderthalb Jahren als freie Dialogautorin für Webisodes (kurze, kommerzielle Soap-Folgen im Internet), ihre Auftraggeber sind Medienproduktionsfirmen. Für die Zukunft kann sie sich vorstellen, Daily Soaps aus den USA zu übersetzen oder als Autorin für deutsche Soaps zu schreiben.

Arbeitssammler bleiben nicht bei ihren einmal erworbenen Qualifikationen stehen, am wenigsten die Wechsler. Sie könnten ihren Beruf auch kaum auf Dauer in dieser Form ausüben, wenn sie eine konservative Haltung zum Thema Wissen und Können hätten. Die meisten von ihnen lernen weiter und weiter – teils en passant, indem sie durch ihre abwechslungsreichen Tätigkeiten immer neue Erfahrungen machen; teils weil sie dazu gezwungen sind, da sie sich auf dem Markt behaupten müssen; teils weil sie einfach gerne lernen. Emily (40) lernt aus allen drei Gründen. Sie gehört zu den „Rigorosen“. Was die Weiterbildung angeht, könnte sie jedoch genauso gut eine Wechslerin sein. Der Beruf als Theaterpädagogin kommt ihr dabei entgegen, da er sehr viele Anschlussstellen hat, von denen aus sie weitergehen kann: in Richtung filmischer oder tänzerischer Darstellungsformen, Lichttechnik, Tontechnik oder zu einem der unzähligen theaterpädagogischen Ansätze, die sie noch nicht ausprobiert hat. Bisher hat sie nicht einmal die Hälfte der Möglichkeiten zum Weiterlernen ausgeschöpft, die sie sich bis dato vorstellen konnte, dennoch hat sie schon sehr viel geschafft. „Ich bin ein Fortbildungsjunkie“, sagt sie. Ähnlich breite Lernerfahrungen teilt eine Menge der Arbeitssammlerinnen mit ihr, gerade wenn sie durch On-the-Job-Training in ihren jetzigen Beruf eingestiegen sind oder generell gerne autodidaktisch lernen. Es hört auch nicht auf, sie lernen immer weiter durch neue Aufgaben, in denen sie noch nicht firm sind und in die sie sich zuerst einarbeiten müssen. Der Job ist immer wieder neu. Zudem gilt das Portfolio bisheriger Tätigkeiten und Fertigkeiten in einigen Branchen (etwa im IT-Bereich) als Qualitätsnachweis. Ist die Job-Vita zu dünn, geht der Auftrag oder die Stelle an jemand anderen.

Die permanente Weiterbildung der Wechslerinnen ist allerdings nicht mit wachsenden Aufstiegschancen verknüpft, wovon scheint's für die Festanstellung nach wie vor ausgegangen wird. Die

Aufstiegsmöglichkeiten – das gilt wiederum für alle Arbeitssammler – sind in der Regel eindeutig: Es gibt keine. Die allerwenigsten Arbeitssammlerinnen arbeiten in Strukturen, in denen so etwas wie Karriere überhaupt möglich wäre. Sofern sie Alleinunternehmer sind, sind sie ohnehin ihre eigenen Chefs. Und Honorartätigkeiten werden mit Überweisungen und nicht mit Beförderungen vergütet. „Es gibt per se keine Aufstiegsmöglichkeiten. Was soll ich denn werden, Oberschreiber?“, fragt Adrian (36). Er ist Autor, ähnlich wie S., nur hat er sich auf Printtexte und auf Textdienstleistungen wie zum Beispiel Schreibcoaching spezialisiert. Er hat einen „Brotjob“ in einem Büro, wo er die halbe Woche arbeitet. Dort könnte er sich eine Art Aufstieg allerdings vorstellen. Er würde gerne eine kleine Arbeitsgruppe leiten, solange er auch dann noch nach zweieinhalb Wochentagen die Tür hinter sich zumachen könnte. Die Leitungsverantwortung würde ihn interessieren. „Aber ich hätte keine Lust auf Bürobereitschaftsdienst die ganze Woche lang.“ Doch auch im „Brotjob“ wird die Karriere vergleichsweise beschränkt bleiben, allein aus dem Grund, dass Teilzeitstellen sich mit Leitungsfunktionen in aller Regel deutlich schlechter vereinbaren lassen als eine Vollzeitstelle. Und so bleibt den Arbeitssammlern der klassische Karriereweg mit einem stetig aufwärtszeigenden Richtungspfeil verwehrt, was einigen unter ihnen durchaus Anlass zum Klagen gibt. Sie fühlen sich im Status quo gefangen, sammeln zwar Erfahrungen en masse, häufen aber dennoch nur Job auf Job.

Aufstieg heißt für die Arbeitssammler (wenn sie es überhaupt so nennen wollen): Etwas Neues machen, eine interessante Herausforderung annehmen, ein unbekanntes Terrain erschließen. Seinen Horizont erweitern und so eine Stufe „höher“ kommen. Sie handeln eher nach dem Motto: Der Mensch wächst mit seinen Aufgaben und nicht mit seiner Tarifgruppe. Versteht sich, dass auch Arbeitssammlerinnen nicht auf Anerkennung von außen verzichten wollen, obschon sie einen großen Teil ihrer Motivation aus sich selbst holen. Emily formuliert als echte Theaterfrau: „Es ist das Ego. Jeder will reich und berühmt werden.“ Sie setzt eine dramatische Betonung auf das „reich und berühmt“. „Ich meine das so: Jeder will Applaus für das bekommen, was er geleistet hat, dafür, dass man sich ausdrücken kann, immer besser und auf immer mehr

Feldern.“ Mit anderen Worten ist die persönliche Entwicklung umso befriedigender, je deutlicher sie auch von anderen erkannt und honoriert wird.

Die größte Befriedigung ziehen die Wechsler aber aus der Arbeit selbst. Auch hierin sind sie typische Arbeitssammler. Adrian beschreibt das so:

„Das Schreiben ist auf vielen Ebenen spannend für mich. Deshalb macht es mich zufriedener als es irgendein Nine-to-five-Job wohl jemals könnte. Ich habe die freie Wahl über meine Themen und darüber, wie ich sie literarisch gestalte. Ich kann mich intellektuell und sachlich damit beschäftigen, etwa in einem Sachtext. Oder intim und schöpferisch, dann schreibe ich Prosa: eine Erzählung oder Kurzgeschichte. Schreiben ist für mich immer vielfältig und sinnlich. Diese Qualitäten sind sehr wichtig für mich.“

Die Befriedigung aus der schieren Tätigkeit heraus, die man gerade ausübt, ist für Festangestellte bisweilen suspekt. Wenn sie ihrer Irritation darüber Ausdruck verleihen, entspinnen sich bisweilen interessante Dialoge zwischen „Normalarbeiter“ und Arbeitssammlerin:

N: „Ich habe gehört, du hast dich jetzt selbständig gemacht. Dein früherer Job war doch okay, dachte ich.“

A: „War er auch, aber jetzt mache ich, was ich schon viel länger machen wollte.“

N: „Aber du hast doch grad vor ein paar Jahren schon mal gewechselt.“

A: „Das waren Ausbeuter damals.“

N: „Und jetzt machst du, was du wirklich wolltest? Das ist doch bestimmt anstrengend, selbständig sein. Arbeitest du nicht ziemlich viele Stunden?“

A: „Ja, klar. Nein. Ach, ich zähle eigentlich gar nicht. Manchmal gucke ich beim Essen noch die Vorbereitung für einen Workshop durch. Ist das dann Arbeitszeit?“

N: „Beim Essen??“

- A: „Ja, ich habe dann gerade so viel Lust darauf, weiterzuarbeiten, dass ich einfach nebenbei was Essbares einwerfe. Die Arbeit macht mir tierisch Spaß.“
- N: „Spaß? (Stirnrunzeln) Aber du musst doch mal aufhören zwischendurch. Ich arbeite 38 Stunden die Woche, da kann ich klotzen. Aber abends bin ich doch froh, wenn Schluss ist.“
- A: „Klar, manchmal bin ich auch kaputt. Aber manchmal arbeite ich eben auch durch abends.“
- N: „Spaß ist doch nicht das Wichtigste. Es geht doch ums Geldverdienen.“
- A: „Denkst du denn, es ist nur Arbeit, wenn es richtig anstrengend ist und öde? Das ist ja wie bei diesen Ultramarathonläufern: Wer nicht kotzt, ist nicht gelaufen!“

Und so weiter.

Die Antwort auf die Frage, was denn die Freude an ihrer Arbeit ausmacht und warum sie die Arbeitssammler so erfolgreich durch ein schwieriges Erwerbsleben trägt, ist mehrteilig. Um hier zunächst nur ein Beispiel herauszugreifen: Ein wichtiger Teil der Antwort ist die Möglichkeit, kreativ zu sein. „Auf sich gestellt etwas von null auf auszudenken, zu entwickeln und in die Welt zu bringen“, sagt Adrian, „ist einfach tief befriedigend.“ Für Adrian laufen hier zwei Bedeutungen von „schaffen“ zusammen: Einmal *erschafft* er etwas, das es vorher noch nicht gegeben hat. Er erfindet, tut etwas Schöpferisches, bringt Neues hervor. Gleichzeitig *schafft* er etwas in dem Sinne, dass er etwas zu Ende bringt. Und er hat alle Schritte unter Kontrolle, die zum Endergebnis hinführen. Die Arbeitssammler, die kreativ sein dürfen – meist sind es die Alleinselbständigen (Selbständige ohne Angestellte) –, sehen in diesem Punkt einen wesentlichen Unterschied zu Angestellten, die von Weisungen abhängig sind. Dass gerade das schöpferische Moment einen so hohen Stellenwert einnimmt, kann angesichts der Berufsgruppen, in denen sich Arbeitssammler bewegen, nicht verwundern. Ein relativ hoher Anteil von ihnen arbeitet als Künstlerin oder in künstlerischen Dienstleistungsjobs, als Journalist oder für die Werbung, also in Berufen, in denen kreative Leistungen andauernd gefordert sind und besonders

hoch geschätzt werden. Und diejenigen mit weniger Möglichkeiten, gestalterisch produktiv zu sein, schätzen das Kreative deswegen nicht per se gering. Im Gegenteil: Sie vermissen es. „Man hat Freude, wenn man kreativ ist; meine Chancen, kreativ zu sein, sind immer geringer geworden“, sagt Gordon.

Kreativität ist aber noch aus einem anderen Grund so motivierend für die Arbeitssammler. Schöpferisch tätig sein bedeutet, keine gleichförmige Arbeit machen zu müssen. Im Gegenteil: Auch wenn die Tätigkeit als solche prinzipiell gleich bleibt, ändern sich die Inhalte und Themen oder die spezifischen Gestaltungsformen ständig, oft von Auftrag zu Auftrag. Emily macht daraus ein fast schon trotziges Programm. Sie hat überhaupt keine Lust, in der Theaterarbeit auf alte Themen oder abgenutzte Ausdrucksmittel zurückzugreifen. Sie versucht, immer etwas Neues zu machen. Insofern ist ständige Kreativität ganz wichtig für ihre Arbeit. Sie hängt zudem mit dem andauernden Weiterlernen und der permanenten Weiterentwicklung zusammen. Das Gefühl der Stagnation erinnert die Arbeitssammlerinnen fatal an die Verhältnisse in einer Festanstellung, Verhältnisse, die sie als bedrückend empfinden. Es kann also nicht verwundern, dass ihnen schöpferisch beförderte Entwicklungschancen wichtiger sind als vorgegebene Aufstiegschancen.

„Ich merke, dass ich immer größere Herausforderungen annehme“, sagt Emily. „Oft ist es ein Learning by Doing. Ich habe zwar jedes Mal totale Angst, mich mit einem neuen Projekt zu übernehmen. Die Angst, die Unsicherheit mit mir selbst, führt aber glaube ich auch dazu, dass ich mich weiterentwickle. Wenn ich eines nicht will, dann ist es zu stagnieren oder sogar rückwärts zu fallen.“

Die Wechslerinnen toben sich mit ihrem Lerneifer aus: in Trainings, Weiterbildungen, autodidaktischen Lernprojekten, Beschäftigungswechseln bis hin zum Extrem einer kompletten beruflichen Neuorientierung (womit wir aber schon fast bei der Kategorie „Proteus“ angelangt wären). Evelyne Perrin bestätigt den Befund mit den Beobachtungen, die sie in Frankreich gemacht und in ihrer Studie *Chômeurs et précaires* festgehalten hat. Wie unter den Deutschen auch sind es unter den französischen Nachbarn gerade die Jüngerer, deren Lernwille außergewöhnlich groß ist. Und sie

wissen sehr genau, dass sie notwendigerweise den Sprung ins kalte Wasser wagen müssen. Der erste wirklich einschneidende Schritt ist oft der Sprung in die Selbständigkeit. Dort kann das Wasser zunächst eisig kalt sein nach der als (zu) lau empfundenen Ausbildungszeit, dem Studium oder dem Berufseinstieg als Arbeitnehmer. Aber Studien wie die von Perrin und die Aussagen der Arbeitssammler zeigen, dass ihr prinzipieller Veränderungswille durch den Schock nicht gebrochen, sondern im Gegenteil – wenn es nur halbwegs gut läuft – eher angestachelt wird. Das ist auch dann oft der Fall, wenn der Wechsel erzwungen ist durch den Verlust einer Stelle oder einen Bruch im Privatleben.

Der beruflichen Mobilität (ob freiwillig oder erzwungen) entspricht also die geistige Mobilität der Arbeitssammler, ihre Bereitschaft zu Veränderung, ihre Risikofreude und ihre Kreativität. Daniel (36), freiberuflicher Berater und Coach, kann den Wechselwillen sogar in Zahlen fassen: „Ich bin so ein Typ, bei mir muss alle zwei, drei Jahre etwas Neues passieren.“ Er meint damit zum Beispiel einen inhaltlichen Wechsel von der Beratung von arbeitslosen ALG-II-Empfängern zur Begleitung von Migranten bei deren Reintegration in den Arbeitsmarkt. Er könnte sich auch vorstellen, nach Jahren, in denen er 100-prozentig freiberuflich war, wieder für eine gewisse Zeit eine Stelle anzunehmen. Veränderung ist ein Lebenselixier für alle Arbeitssammler, besonders aber für die Wechsler. Wenige Ausnahmen gibt es allerdings. „Veränderung macht mich eher unruhig, ich habe manchmal sogar Angst davor“, sagt Gordon. Er vermutet, dass es einfach daran liegen könnte, dass er gealtert ist. Vielleicht aber auch, fährt er mit einem verschmitzten Lächeln fort, „dass ich mehr und mehr deutsch geworden bin“. Wohl wahr: Ein Übermaß an Regsamkeit wird den Deutschen nicht oft nachgesagt. Wenn Gordon recht hat mit seiner ironischen Einschätzung, dann sind die Arbeitssammler allerdings alles andere als typisch teutonisch.